

HISTORICAL

A romantic scene between a man and a woman in 17th-century attire. The man, on the left, has dark hair and a light beard, wearing a dark, patterned jacket with a purple velvet sleeve. He is looking down at the woman. The woman, on the right, has long, dark, wavy hair adorned with a gold headpiece featuring pearls. She is wearing a purple velvet dress with a gold brocade pattern and a wide, ruffled collar. She is looking up at the man. The background is a dimly lit room with a chandelier and a doorway.

CORA
Verlag

CLASSICS

Marie-Louise Hall
Das Geheimnis
der schönen Witwe

Marie-Louise Hall

**Das Geheimnis der
schönen Witwe**

IMPRESSUM

Das Geheimnis der schönen Witwe erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

CORA
Verlag
Redaktion und Verlag:
Postfach 301161, 20304 Hamburg
Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0
Fax: +49(0) 711/72 52-399
E-Mail: kundenservice@cora.de

Geschäftsführung: Thomas Beckmann
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)
Produktion: Jennifer Galka
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© by Marie-Louise Hall
Originaltitel: „Sweet Treason“
erschienen bei: Mills & Boon Ltd., London
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe HISTORICAL
Band 71 - 1995 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg

Abbildungen: Harlequin Books S.A.

Veröffentlicht im ePub Format in 08/2015 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 9783733765057

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:
BACCARA, BIANCA, JULIA, ROMANA, TIFFANY, CORA CLASSICS

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop www.cora.de

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf Facebook.

1. KAPITEL

Richard Durrant, Earl of Heywood, lag bewegungslos auf dem vermoderten Heuboden einer verlassenen Hütte und hoffte inständig, dass der von dem schimmligen Heu aufsteigende Staub ihn nicht etwa zum Niesen reizen würde. Durch ein Loch in den verrotteten Dielenbrettern starrte er in den unter ihm liegenden Raum.

Das einzige Licht darin kam von einer armseligen rauchenden Kerze auf dem wackligen Tisch. Vier Männer drängten sich um den Tisch, so als hofften sie, einen Hauch von Wärme von diesem kümmerlichen Unschlittstumpf erhaschen zu können. Ihre Gesichter, die so fahl waren wie die weißen Halskrausen, wirkten im Gegensatz zu den dunklen, mit den Schatten des finsternen Raumes verschwimmenden Reisemänteln totenbleich. Das verlieh ihren Köpfen einen irgendwie körperlosen Eindruck. Es sieht aus, als säßen sie schon gar nicht mehr auf ihren Schultern, dachte Heywood grimmig.

Seine braunen Augen verdunkelten sich, während er langsam von einem zum anderen der versammelten Männer blickte: Tregarrick, Wharton, Southwick und Malgreave. Noch vor einer Stunde hätte er geschworen, dass sie alle treugesinnte Engländer wären. Bei diesem Gedanken verzog Heywood den Mund zu einem bitteren Lächeln. Die letzten Jahre hätten ihn gelehrt haben müssen, dass religiöser Eifer, gewürzt mit Habgier und Angst, ein Gebräu war, das auch aus dem vernünftigsten Mann einen Narren machen konnte. König Heinrich, der alte Tyrann, würde sich in seinem Grabe umdrehen, wenn er sehen könnte, wie seine Kinder England

zugrunde gerichtet hatten mit dem ständigen Hin und Her in Glaubensfragen! Zuerst der dünnliche Protestant Edward, nun die frömmelnde papistische Mary, die ihre eigenen Landsleute verfolgen und auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ und Nachbar gegen Nachbar aufbrachte. Es war kein Wunder, dass die Wirtschaft des Landes darniederlag und die Armee sich nach dem Debakel von Calais nur noch als gedemütigter Trümmerhaufen präsentierte.

Ein Scharren aus einer der dunklen Ecken außerhalb des zuckenden Lichtkreises ließ die Männer um den Tisch zusammenfahren und nach ihren Degen greifen.

Heywood verzog spöttisch die Lippen. Bei Gott, sie würden bald genug mit diesem Geräusch vertraut werden. Der Tower wurde von Ratten geradezu heimgesucht. Die Erinnerung daran stand ihm noch deutlich vor Augen aus jener Zeit, die er dort mit Robin Dudley und Lady Elizabeth Tudor verbracht hatte.

„Das sind nur Ratten“, sagte Tregarrick voller Abscheu. „Der Teufel weiß, warum wir uns in dieser verlausten Pesthöhle treffen mussten. Wenn der Lichtstumpf noch einen Fingerbreit heruntergebrannt ist und sie ist immer noch nicht hier, mache ich mich wieder auf den Weg. Sie kann sich dann jemand anderes suchen, der ihr die Arbeit macht.“

Die anderen brachten halblaut ihre Zustimmung zum Ausdruck und schoben die bereits zur Hälfte gezogenen Degen in die Scheiden zurück. Über ihren Köpfen hielt Heywood den Atem an. Sie! Das war eine Möglichkeit, die weder er noch Cecil jemals in Betracht gezogen hatte ... immer nur hatten sie nach der Identität eines Mannes geforscht. Er biss sich auf die Lippen. Eine Frau! Nun, wer wäre wohl besser geeignet, Zugang zu einer künftigen Königin zu finden? Aber wer mochte sie sein? Bei dem

Gedanken, dass sie sich vielleicht bereits unter dem Gefolge von Elizabeth Tudor befand, krampften sich seine Finger um den Degenknauf. Er musste herausfinden, um wen es sich handelte, denn die Zeit schwand dahin, ebenso schnell wie das Leben von Mary Tudor.

„Wie geht es der Königin?“, fragte Malgreave, der jüngste der Männer.

„Sie liegt im Sterben. Daran gibt es jetzt keinen Zweifel mehr“, knurrte Tregarrick, und seine Worte schienen ein Echo auf Heywoods Gedanken zu sein. „Ich sah sie vergangene Woche und gebe ihr nicht einmal mehr Zeit bis zum Christfest.“

„Und sie scheint immer noch nicht geneigt zu sein, ihre Meinung über die Thronfolge zu ändern?“, erkundigte sich Wharton, ein stämmiger Mann mit plumpen Gesichtszügen. Tregarrick schüttelte seinen von dichtem Grauhaar bedeckten Kopf. „Nein. Sie denkt nicht daran, Anne Boleyns Balg zu enterben, obwohl sie weiß, dass sie eine Ketzerin ist.“

„Warum nicht, zum Teufel?“, grollte Wharton. „Sie hat selbst Bischöfe um des wahren Glaubens willen auf den Scheiterhaufen geschickt, und hier lässt sie sich diese Möglichkeit entgehen. Ich verstehe nicht, was in den Köpfen von Weibern vor sich geht!“

„Sie ist zuallererst eine Tudor und erst in zweiter Linie Katholikin. Letzten Endes wird sie die Interessen des Staates immer über ihr eigenes Gewissen stellen“, erwiderte Tregarrick kurz. „Sie fürchtet, dass die Krönung von Mary Stuart einen Bürgerkrieg auslösen könnte, und glaubt, dass die Engländer nicht hinter einer schottischen Königin, noch dazu mit einem französischen Königssohn als Gemahl, stehen würden.“

„Vielleicht hat sie tatsächlich recht ...“, entgegnete Malgreave unsicher. „Elizabeth mag vor dem Gesetz ein

Bastard sein. Doch niemand wird in Abrede stellen, dass sie Heinrichs Tochter ist. Könnten wir nicht mit ihr handelseins werden und ihr unsere Unterstützung anbieten als Gegenleistung für die Garantie, dass wir dem von uns erwählten Glauben anhängen dürfen ohne Angst vor Repressalien und Verfolgung?“

„Ja, darüber habe ich auch schon nachgedacht“, seufzte Tregarrick. „Es müsste doch noch einen anderen Weg geben.“

„Beim Himmel! Ihr redet, als wäret Ihr noch nicht trocken hinter den Ohren!“, fuhr Wharton auf. „Und was ist mit Euern Familien? Malgreaves Gemahlin ist doch eine Verwandte von Bischof Bonner, oder etwa nicht? Und die Eure, Tregarrick, war sie etwa nicht unter denjenigen, die ein wachsames Auge auf Elizabeth haben sollten, während man sie in Woodville festhielt?“ Er schüttelte den Kopf und lachte verächtlich. „Der einzige Handel, auf den Elizabeth Tudor mit Euch eingehen würde, wäre der um Eure Köpfe! Glaubt Ihr wirklich, dass die ketzerische Tochter von Henry Tudor und Anne Boleyn ihr Wort halten würde? Eure Familien und Eure Besitztümer wären die ersten, die ihre Krallen zu spüren bekämen!“

„Ihr ... Ihr mögt wohl recht haben“, stammelte Malgreave. „Aber manchmal denke ich, ich würde lieber mein Hab und Gut einbüßen als erleben zu müssen, dass England von Franzosen regiert wird.“

„Und noch lieber Eure Gemahlin verlieren!“, herrschte Wharton ihn an. „Eine Verwandte von Bonner wird sehr schnell einen Kopf kürzer sein, wenn die Protestanten an die Macht kommen! Wenn ich gewusst hätte, dass ich von Narren umgeben bin, hätte ich mich aus dieser Angelegenheit herausgehalten und meine Klinge allein gegen die ketzerische Dirne gezogen!“

„Ihr heißt mich einen Narren, Sir?“ Bei diesen Worten fuhr Tregarricks Hand zum Degengriff.

„Mylords, bewahrt Ruhe!“ Zum ersten Mal mischte sich Southwick, der Priester, in das Gespräch. „Um des Glaubens willen lasst ab von Euern Streitigkeiten und Zweifeln. Es ist Gottes Auftrag, den wir hier erfüllen. Seid dessen eingedenk, und wir werden nicht fehlgehen.“

Ein zustimmendes Murmeln ging durch die kleine Versammlung, und nur Malgreave senkte den Blick zu Boden und hing seinen eigenen Gedanken nach.

Heywood lächelte, als sein Blick auf den jungen Mann fiel. Ein schwaches Glied in der Kette ... es war genau das, was ihnen zupass kam. Man brauchte Malgreave nur ein bisschen gut zuzureden, und er würde sich als sehr hilfreich erweisen. Doch sein Lächeln erstarb, als er ein Kratzen von Metall an der Tür vernahm. Der Riegel wurde zurückgeschoben ... sie war da. Mit derselben Eindringlichkeit wie die Männer unter ihm starrte Heywood auf den kaum erkennbaren Umriss einer Gestalt in der geöffneten Tür. Jetzt würde er den Namen erfahren, den Cecil so dringend benötigte ... den Namen der Verbindungsperson zu Frankreich.

Atemlos lauschte er dem Kreischen der rostigen Angeln, als die Tür langsam wieder geschlossen wurde. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte er gegen den etwas helleren Nachthimmel die undeutliche Silhouette einer in einen Umhang gehüllten Person wahrgenommen. Dann verlösch die Kerze durch den plötzlichen Luftzug und tauchte den Raum in tiefschwarze Dunkelheit.

Mit überwachen Sinnen nahm Heywood das knisternde Rascheln seidener Unterröcke wahr, den zarten Hauch eines kostbaren Parfums, dessen Duft von Moschus und Gewürzen sich über den Geruch heißen Unschlitts legte. Die Sekunden schienen sich zu Stunden auszuweiten, während Tregarrick

leise fluchend mit Feuerstein und Zunder hantierte. Los doch! beschwor der Lauscher ungeduldig und unterdrückte eine Verwünschung, als die Kerze endlich wieder den Raum erhellte. Von der unbekannten Frau war nicht mehr zu erkennen als zuvor in der Dunkelheit.

Sie war in einen schwarzen Umhang und einen dichten schwarzen Schleier gehüllt, der von ihrem Gesicht nicht mehr wahrnehmen ließ als einen blassen Schimmer hinter dem dunklen Flor.

„Ihr habt Euch verspätet“, sagte Tregarrick kurz.

„Ich musste mich versichern, dass mir niemand folgt“, erwiderte die Frau scharf und ohne den leisesten Anklang einer Entschuldigung. „Ihr solltet mir für meine Vorsicht dankbar sein, Mylords.“

Die Stimme war kühl und jung, mit einem leichten westlichen Tonfall. Sie muss aus Somersetshire kommen oder aus Wiltshire, dachte Heywood und ging in Gedanken die adligen Familien aus dieser Gegend durch.

„Ich wäre noch dankbarer, wenn wir jetzt zu unseren Geschäften kommen könnten, damit wir so schnell wie möglich diese Fieberhöhle wieder verlassen können“, gab Tregarrick barsch zurück. „Habt Ihr Anweisungen aus Frankreich erhalten? Wann sollen wir zur Tat schreiten?“

„Geduld, Mylord“, wies ihn die Fremde zurecht. „Wir handeln nicht, bevor die Königin tot ist. In Frankreich hofft man noch darauf, dass sie ihren Sinn ändern und die schottische Königin zu ihrer rechtmäßigen Nachfolgerin machen wird. Wenn sich diese Hoffnung jedoch nicht erfüllt, werde ich dafür sorgen, dass Anne Boleyns Bastard Gift verabreicht wird, noch ehe man ihr die Krone aufs Haupt setzen kann. Eure Aufgabe, Mylords, ist, dafür Sorge zu tragen, dass es keinen Widerstand gibt, wenn Maria Stuart in England an Land geht. Sie besteht darauf, dass ein protestantischer Aufstand unter allen Umständen ausgeschlossen wird.“

Tregarrick muss außerdem sicherstellen, dass Lady Katherine Grey strengstens bewacht wird, damit sie nicht in Versuchung gerät, dem Beispiel ihrer Schwester Jane zu folgen und eine Neuntagekönigin zu werden. Alle weiteren Einzelheiten findet Ihr hier.“ Mit diesen Worten zog sie einen kleinen Lederbeutel unter ihrem Umhang hervor. Sie streifte ihre Handschuhe ab und öffnete ihn.

Der Earl starrte auf ihre schmalen Hände, die im Schein der Kerze wie fahles Gold schimmerten. An den Fingern befand sich nur ein einziger Ring, doch dieser war von besonderer Eigentümlichkeit, bestand er doch aus einem gewundenen Drachen, geformt aus funkelnden Steinen, entweder Rubinen oder Smaragden – in dem unsicheren Licht war das nicht genau auszumachen. Ein gewundener Drache ... Heywood runzelte die Stirn, während er versuchte, sich daran zu erinnern, wo er einen solchen Ring schon einmal gesehen hatte.

„Hier sind für jeden von Euch Instruktionen“, sagte die Frau, entnahm dem Beutel vier Pergamentstreifen und händigte sie den Männern aus. „Lest es jetzt und gebt es mir zurück.“ Die Männer beugten sich näher zur Kerze und lasen schweigend.

„Gibt es noch irgendetwas, das Ihr zu wissen wünscht?“, fragte die Unbekannte, als sie die Pergamentstreifen wieder in Empfang nahm. Tregarrick und Southwark schüttelten die Köpfe.

„Ihr solltet aber wissen, dass Malgreave Zweifel gekommen sind“, knurrte Wharton. „Mich dünkt, er würde unseren Kreis gern wieder verlassen.“

„Das kann ich nicht glauben.“ Diese Worte wurden von einem leisen Lachen begleitet. „Er weiß doch, dass ihn von seinem Schwur nur der Tod lösen kann, nicht wahr, Sir John?“

Die Stimme war sanft, beinahe honigsüß. Dennoch war die Drohung unmissverständlich.

Heywood tastete nach seinem Dolch im Gürtel. Cecil mochte noch so sehr auf Verschwiegenheit bestehen, doch er selbst konnte nicht dabeistehen und zusehen, wenn ein Mord geschah.

„Natürlich weiß er das“, nahm Tregarrick das Wort für Malgreave, der nicht in der Lage zu sein schien, eine Antwort zu geben. „Und hinzu kommt, dass seine Gemahlin meine Tochter ist. Deshalb würde er mich niemals in Gefahr bringen. Ihr braucht also keine Angst zu haben, dass er plaudern wird – bei allen Zweifeln, die ihm gekommen sind, nicht wahr, John?“

Mit bleichem Gesicht schüttelte Malgreave wortlos den Kopf.

„Gut, dann lasst uns diese Angelegenheit als erledigt betrachten.“ Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, erlaubte keine weiteren Erörterungen.

Die vier Männer schauten ausdruckslos zu, wie die Fremde die Pergamentstreifen in die Flamme der Kerze hielt, bis sie auflodernd verbrannten.

„Können wir jetzt gehen?“, fragte Tregarrick mürrisch, als die Aschereste auf dem Fußboden zerstreut worden waren.

„Das könnt Ihr, Mylords. Es wird allerdings etwas Zeit in Anspruch nehmen, die Pferde wieder einzufangen. Ich habe sie im Wald losgemacht für den Fall, dass einer von Euch so töricht sein sollte und versuchen würde, mir zu folgen.“

„Ihr ...“, begann Tregarrick wütend, besann sich dann aber eines Besseren und verließ eilends die Hütte, unmittelbar gefolgt von den anderen.

Sie ist schlau, verdammt schlau, dachte der Earl, als er sich etwa eine Minute, nachdem die Frau die Hütte verlassen hatte, vorsichtig von dem Dachboden herabgleiten ließ. Der Geruch ihres Parfums lag noch in der Luft. Es war ein warmer, weiblicher Duft, würzig und sinnlich. Doch er passte

nicht zu ihr. Sie war kalt und skrupellos und hatte nichts Weibliches an sich.

Eng an die feuchte Steinwand neben dem schmalen, glaslosen Fenster gepresst beobachtete Heywood, wie die Frau die mondbeschienene Lichtung überquerte. Ihr grauer Wallach war an einem umgestürzten Baum festgebunden. Ungeschickt erkletterte die Fremde den Baumstumpf, denn ihre weiten Röcke behinderten ihre Bewegungen. Als sie die Zügel von einem Ast löste und dem Pferd über den Kopf warf, bewegte sich der Wallach unruhig hin und her und scheute schließlich sogar, als sie einen Fuß in den Steigbügel setzte. Einen Augenblick lang hing die Frau halb in der Luft. Dabei wurden lächerlich elegante Seidenschuhe sichtbar, mehr geeignet für einen Maskenball denn für einen nächtlichen Ausritt. Heywood verzog den Mund. Sie schien genauso eitel wie grausam zu sein.

„Dummes Vieh!“ Die Unbekannte fluchte laut und klammerte sich an die Mähne, während sich das Pferd wie wild im Kreise drehte.

Nur nicht so kaltschnäuzig, dachte der Earl mit einem grimmigen Lächeln, als es ihr endlich gelungen war, sich aufrecht in den Sattel zu setzen, und sie dem Tier im selben Augenblick kräftig die Hacken in die Flanken stieß. „Armer Kerl“, murmelte Heywood. Schlau mochte sie ja sein, aber sie war alles andere als eine gute Reiterin. Vorsichtig zog er sich vom Fenster zurück, als der Graue in einen ungleichmäßigen Galopp verfiel und zwischen den Bäumen verschwand.

Als sich Heywood wieder zum Tisch vortastete, entdeckte er neben dem Kerzenstumpf den kleinen Lederbeutel. Glück muss der Mensch haben! Mehr brauchte er fürs Erste nicht. Angestrengt lauschte er nach draußen, ehe er durch die Tür schlüpfte.

Die vier Männer machten Lärm wie ein ganzes Regiment. Sie fluchten und schimpften laut, während sie im Wald über Äste stiegen und durch Dornbüsche krochen. Dabei war es leicht, unbemerkt wegzukommen.

Heywood pfiff leise, und einen Augenblick später trottete seine kastanienbraune Stute gehorsam hinter den Bäumen am anderen Ende der Lichtung hervor, während sich ein unansehnlicher gescheckter Jagdhund von seinem Versteck unter einem Busch von Adlerfarn erhob.

„Los, Tumbler, jetzt zeig, dass du beim Aufspüren eines Verräters genauso gut bist wie bei unseren Spielen im Walde.“ Der Earl hielt ihm den Beutel an die feuchte Nase. Eine Zeitlang beschnüffelte der Hund das Leder und begann dann, in immer größer werdenden Kreisen nach der Spur dieses Geruches zu suchen. Als das Tier plötzlich ein leises Winseln von sich gab, schwang sich der Earl in den Sattel und lächelte zufrieden. Mehr als einmal war er verspottet worden, weil er sich einen Hund hielt, der weder bellen konnte noch ein einigermaßen angenehmes Äußeres hatte. Aber Tumblers Nase machte alle diese Nachteile vollauf wett, und insbesondere heute war seine fehlende Stimme von ungeheurem Vorteil. Denn das Letzte, was Heywood jetzt gebrauchen konnte, war der Verdacht der Fremden, dass man sie verfolgte.

Wie üblich enttäuschte der Hund ihn auch diesmal nicht. Etwa eine Stunde später hielt Heywood sein Pferd vor den Ställen des Gasthofes zur Rose an und betrachtete den grauen Wallach, der zufrieden auf einer nicht unbeträchtlichen Portion Heu herumkaute.

„Eine Witwe, sagt Ihr? Ich könnte schwören, dass es das Pferd meiner Schwester ist“, bemerkte Heywood zu dem Kutscher neben ihm. „Könnt Ihr die Frau beschreiben, der der Graue gehört? Wie heißt sie?“

„Das weiß ich nicht, Mylord.“ Der Mann zuckte bedauernd die Schulter. „Es war nur die Zofe, die mich vorgestern angemietet hat. Sie hat mir den Namen ihrer Herrin nicht gesagt, und es stand mir ja auch nicht zu, danach zu fragen, solange sie mich ordnungsgemäß bezahlten.“

„Ja, ja, natürlich ...“ Der Earl seufzte leise. Es war doch nicht ganz so leicht, wie er erwartet hatte. Er hatte gehofft, den Namen zu erfahren und sich dann aus dem Staube machen zu können, ehe die Gefahr bestand, dass ihn irgendjemand erkannte. Die fremde Frau aus der Hütte würde jedenfalls seine Anwesenheit in dem Gasthof mit Sicherheit nicht als puren Zufall betrachten.

„Ihr sagtet, sie hat eine Zofe bei sich?“

„Ja, ein Mädchen aus Wiltshire mit strohfarbenen Haaren und vielen Sommersprossen. Sie sieht niedlich aus, aber Ihr würdet sie dennoch keines Blickes würdigen neben der anderen.“

„Welcher anderen?“, erkundigte sich der Earl interessiert.

„Wird die Witwe noch von einer weiteren Dame begleitet?“

„Ja, und sie ist eine richtige kleine Schönheit, fast so wie die Muttergottes in der Kirche: Haare wie vergoldetes Silber und Augen so klar und blau wie der Himmel. Sie kam hier zusammen mit der Witwe an, hat aber schon den Burschen vom Wirt beauftragt, sie morgen im Zweitsattel nach Linton zurückzubringen. Sie hat nämlich Angst vor Pferden und reitet nie alleine. Aber dem Burschen ist es schon recht so. Sir ...“, plötzlich bekamen die Augen des Mannes einen ängstlichen Ausdruck, „... Ihr denkt doch nicht etwa, dass es Eure Schwester ist? Ich möchte nicht, dass der Junge Schwierigkeiten bekommt, weil er einer Ausreißerin behilflich ist.“

„Das wird er bestimmt nicht“, entgegnete der Earl beruhigend. „Außerdem bin ich im Zweifel, ob es tatsächlich

meine Schwester ist. Ihr sagtet, sie ist klein? Aber meine Schwester ist groß, geht mir etwa bis zum Kinn.“

„Nein, die hübsche Blonde würde Euch eben bis zur Schulter reichen.“ Der Kutscher kratzte sich nachdenklich am Kopf.

„Aber die in Witwentracht ist groß, Mylord. Ich wette, sie ist der Vogel, den ihr ins Netz bekommen wollt.“

„Mag sein. Ich muss indes sicher sein, ehe ich ihr gegenübertrete. Diskretion ist in dieser Angelegenheit das Wichtigste. Wenn der Verlobte meiner Schwester entdeckt, dass sie davongelaufen ist, um einen anderen zu treffen ... nun, das wäre höchst unangenehm, Ihr versteht?“

„Ja, natürlich, Mylord.“ Der Mann riss die Augen weit auf, als er die Münze sah, die der Earl spielerisch in die Luft warf.

„Kann ich Euch irgendwie behilflich sein?“

„Habt Ihr ein paar Kleidungsstücke, die Ihr mir leihen könnt?“, fragte Heywood. „Schließlich ist meine Schwester nicht die Einzige, die andere an der Nase herumführen kann.“

Seraphina starrte teilnahmslos aus dem Fenster in den Hof des Gasthauses unter ihr. Der grauende Morgen an diesem Oktobertag sah aus wie ihr Inneres: düster und leer. Ihr Gemahl war tot ... und trotzdem spürte sie keine Regung im Herzen. Nichts. Aber das lag wohl daran, dass Edmund ihre Gefühle für ihn abgetötet hatte, lange bevor er sie um ein Haar selbst umgebracht hätte.

Sie nahm den Handspiegel vom Tisch und verzog ihr Gesicht bei dem Anblick, den er ihr bot. Auf ihrer blütenweißen Haut zeichneten sich schwarze und blaue Flecke ab. Ihr sonst so glänzendes rotbraunes Haar war stumpf, und über ihren graugrünen Augen lag ein trüber Schleier. Vorsichtig berührte sie eine schwarzrote Schwellung auf der Wange mit den Fingerspitzen und zuckte zusammen.

Da ertönte ein leises Klopfen an der Zimmertür. Schnell legte Seraphina den silbergerahmten Spiegel beiseite und

griff nach ihrem Witwenschleier ... er war nicht da. „Wartet!“ Die Stimme war scharf vor Schreck, denn sie wollte nicht erkannt werden und wünschte auch nicht, dass man ihre Verletzungen wahrnahm. Es gab genug flinke Zungen, und sie durfte keinesfalls jetzt der Gegenstand von Klatschgeschichten werden.

„Seraphina, ich bin es doch nur!“, ertönte eine sanfte weibliche Stimme.

„Einen Augenblick, Grace.“ Langsam und mühevoll erhob sich Seraphina, um die Tür zu öffnen.

„Ich habe heute Morgen festgestellt, dass dein Gewand und dein Umhang feucht waren, und habe sie in die Küche neben das Feuer hängen lassen.“ Die blondhaarige junge Frau ließ ein Bündel Kleidungsstücke auf das Bett gleiten, während Seraphina die Tür hinter ihr wieder abschloss.

„Ich danke dir“, sagte sie schuldbewusst. Grace war immer so freundlich und so tüchtig. Sie hätte selbst daran denken müssen, dass ihre Sachen auf der Reise feucht geworden waren, aber sie war gestern Abend so müde gewesen. „Du hättest Bess damit beauftragen können.“

„Sie schläft immer noch. Du lässt ihr zu viele Freiheiten, Seraphina.“

„Bess ist alles andere als eine Langschläferin“, erwiderte Seraphina abwehrend, obwohl sie zugeben musste, dass Grace recht hatte. Sie war den Bediensteten gegenüber nicht so streng, wie sie hätte sein müssen. Aber Bess war mehr als ihre Zofe, denn sie waren miteinander aufgewachsen.

Grace verzog ihren kleinen Mund, der so liebreizend war wie eine Rosenknospe, sagte aber kein Wort, während sie der Freundin das weite schwarze Gewand entgegenhielt.

Als Seraphina die Arme behutsam in die Ärmel schob, hielt sie den Atem an und stöhnte leise auf. Bei dieser Bewegung

hatten die Schrammen auf ihrem Rücken wieder zu bluten begonnen.

Grace warf einen Blick auf die sich langsam vergrößernden roten Flecke auf den leinenen Binden, die Seraphinas Oberkörper umschlangen. „Man könnte denken, du wärest die halbe Nacht durch ein dichtes Unterholz galoppiert!“

„So fühle ich mich auch.“ Seraphinas Lachen klang rau.

Die Freundin seufzte und schüttelte den Kopf. „Es wird jetzt von Tag zu Tag besser werden. Warum bleibst du nicht noch ein oder zwei Tage hier?“

„Nein“, stieß Seraphina zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, während sie erneut die Arme hob. Je länger sie hierblieb, desto größer wurde die Gefahr, dass man sie erkannte. Und das wollte sie um jeden Preis verhindern. „Nein“, wiederholte sie, „ich will nach Hause. Es ist ohnehin nur noch eine Tagesreise von hier.“

„Wenn du es überstehst.“ Grace musterte Seraphinas schmerzverzerrtes Gesicht. „Ich kann dich doch in diesem Zustand nicht allein lassen. Vielleicht sollte ich dich doch lieber nach Mayfield begleiten.“

„Auf keinen Fall! Du musst unbedingt zurück. Jemand muss in Sherard House sein und auf Ordnung sehen, bis Edmunds Erbe eintrifft“, erwiderte Seraphina ein bisschen zu nachdrücklich. Grace war gleichbleibend freundlich, und dennoch empfand sie ihre Anwesenheit als bedrückend. Das war nicht die Schuld der Freundin. Es lag vielmehr daran, dass sie keinen Blick auf deren fast überirdische Schönheit werfen konnte, ohne an ihren Gemahl erinnert zu werden, den schönen, charmanten und doch so grausamen Edmund mit seinem Haar wie gesponnenes Gold und seinen eisblauen Augen.

„Du willst mich unbedingt los sein.“ Grace hob die sorgfältig gezupften Augenbrauen.

„Ich meine doch nicht ...“, begann Seraphina reumütig.

„Es ist nicht nötig, dass du dich entschuldigst.“ Grace lächelte, während sie die Bänder, mit denen das lose Gewand am Rücken geschlossen wurde, zusammenknüpfte. „Ich kann mir schon vorstellen, dass du alles vergessen möchtest, was mit Sherard House verbunden ist.“

„Alles, aber nicht deine Freundlichkeit. Ich weiß, dass wir in verschiedenen Dingen anderer Meinung waren, doch ich hoffe, dass wir dennoch immer Freunde bleiben werden“, entgegnete Seraphina lebhaft. „Ich wollte nicht undankbar erscheinen. Aber du hast schon mehr als genug für mich getan. Schließlich warst du es ...“ Sie zögerte. Zum ersten Mal hatte sie gewagt, die Sprache auf die Ereignisse jener Nacht zu bringen, in der Edmund starb. „Schließlich warst du es doch, der ihm Einhalt gebot.“

Eine unnatürliche Stille legte sich nach diesen Worten über den Raum.

„Ja.“ Grace' Blick war wachsam, beinahe gespannt, als sie ihn zu Seraphinas Gesicht wandte. „Ich bin überrascht, dass du dich daran erinnern kannst. Ich hatte angenommen, du wärest ohnmächtig gewesen.“

„Nahe daran war ich schon“, erwiderte Seraphina schwach. „Aber ich sehe noch vor mir, wie du dich über mich beugtest, und spüre noch die Erleichterung, die ich dabei empfunden habe.“

„Dasselbe kann ich auch von mir sagen“, murmelte Grace halblaut. Ihre Augen waren plötzlich kalt und abweisend. „Ich fürchtete, er hätte dich umgebracht.“

„Das hat er zumindest nachdrücklich genug versucht“, räumte Seraphina mit bitterem Lächeln ein.

„Nein! Das darfst du nicht sagen ...“ Grace schien entsetzt zu sein. „Er wollte dir nie wehtun. Was an diesem Abend geschah, war nur der plötzliche Ausbruch einer seiner Launen ...“

„Eine plötzliche Laune.“ Seraphina schüttelte ungläubig den Kopf. „Glaubst du wirklich, dass er damals zum ersten Male die Hand gegen mich erhoben hat?“

„Vielleicht ...“, begann Grace zögernd, „... hast du ihm hin und wieder Veranlassung dazu gegeben ...“

„Oh, mindestens tausendmal!“, schnitt ihr Seraphina mit einem schroffen Lachen das Wort ab. „Es schien ja in seinen Augen schon ein Verbrechen zu sein, ein hübsches Kleid zu tragen, im Park spazieren zu reiten ohne seine Erlaubnis oder einem seiner Freunde zuzulächeln!“

Über Grace' klare blaue Augen zog ein Schatten. „Es war seine Art, von allen größtmögliche Vollkommenheit zu verlangen, und du warst ...“

„... weit davon entfernt, eine vollkommene Gattin zu sein.“ Seraphina verzog spöttisch die schön geschwungenen Lippen, als sie diesen Satz für Grace beendete.

„Es steht mir nicht zu, darüber zu richten“, murmelte Grace zurückhaltend. „Aber bei deiner Hochzeit hast du Gehorsam gelobt, und ein Gemahl hat das Recht, seine Frau zu bestrafen, wenn ...“

„Recht! Die Peitsche gegen mich zu schwingen? Mir den Rücken mit Striemen zu versehen? Oh, du großer Gott!“ Seraphina konnte die Wut, die in ihr aufwallte, nicht mehr bändigen. „Wie kannst du so etwas sagen, wenn du selbst nie verheiratet warst? Zu der Art, wie er mit mir umging, hatte er keinerlei Recht, und ich hoffe nur, dass er in der Hölle schmort!“

Grace' Wangen erblassten, und sie schwieg einen Augenblick. Schließlich stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

„Versuch, ihm zu vergeben. Ein solcher Hass ist Sünde ...“

„Wenn ich all der Sünden schuldig bin, deren mich Edmund angeklagt hat, bin ich ohnehin schon zum höllischen Feuer verdammt!“ Seraphina lachte freundlich und zuckte dabei

wieder vor Schmerz zusammen. „Da macht eine Sünde mehr oder weniger wohl keinen großen Unterschied mehr.“

„Seraphina!“ Grace holte tief Luft. Ihre Stimme war schmerzerfüllt, und ihr Gesicht sehr weiß. „Du darfst solche Dinge nicht sagen. Sie lassen mich für deine unsterbliche Seele fürchten.“

„Das tut mir leid.“ Seraphina senkte reuevoll den Blick, als sie das Glitzern von Tränen in Grace' blauen Augen bemerkte. „Du bist die Letzte, der ich zu nahe treten möchte. Nur, wenn du Edmund verteidigst ...“

„Wie sollte ich es nicht?“ Grace hob hilflos die Schultern. „Er war mehr ein Bruder für mich als ein Cousin. Er nahm mich in sein Haus auf, während meine Familie mich hätte verhungern lassen.“

„Ja“, stimmte Seraphina zögernd zu. „Manchmal hatte ich den Eindruck, er bedauerte, dass er mit dir so nahe verwandt war und dich nicht an meiner Stelle hatte heiraten können.“

„Das bezweifle ich“, erwiderte Grace nach einem kurzen Zögern abweisend. „Wir waren uns zu ähnlich. Aber nun lass uns nicht mehr über Vergangenes reden. Setz dich und ruh dich aus, während ich deine Zofe wecke und sie beauftrage, das Frühstück zu besorgen.“

„Ich bin nicht hungrig.“

„Unsinn“, entgegnete Grace lebhaft. „Wenn du reisen willst, musst du auch etwas essen. Ich bin nicht lange weg.“

„Wo steckt der Kerl nur? Wie lange dauert es bei ihm, die Pferde anzuschirren?“, schimpfte Bess mit lauter Stimme, während sie neben Seraphina vor dem Wirtshaus wartete.

„Und dieser Faulpelz dort drüben neben dem Block zum Aufsitzen ist auch nicht besser. Er dreht schon zehn Minuten an dem Strohseil, und es ist noch keinen Fingerbreit länger geworden. Unentwegt starrt er Euch an! Soll ich hingehen und ihm sagen, dass er das gefälligst unterlassen soll?“

„Ach nein, das macht ja nichts.“ Seraphina stieß die Worte zwischen ihren zusammengepressten Lippen hervor. Ihr Rücken brannte wie Feuer. Dagegen war eine solche Unverschämtheit völlig unbedeutend. Teilnahmslos warf sie einen Blick auf den schlecht gekleideten Mann mit der speckigen Wollmütze und bemerkte dabei beiläufig, dass die Sachen für seine kräftige Gestalt viel zu klein schienen. Sein Gesicht war so schmutzig, dass man keine Einzelheiten erkennen konnte. Doch als er plötzlich von seiner Arbeit aufschaute, war sie tatsächlich etwas verwirrt von der Direktheit, mit der seine goldbraunen Augen ihr mitten ins Gesicht zu spähen schienen. Sie drehte rasch den Kopf weg und war plötzlich sehr froh, dass ihr der schwere Witwenschleier Schutz bot. Bess hatte recht. Der Mann war unverschämt. In diesem Augenblick ratterte die Kutsche aus der Scheune und versperrte dem Burschen die Sicht.

„Das wird aber auch Zeit!“ Bess empfing den Kutscher höchst ungnädig. „Sitzt nicht da oben herum, Mann, sondern steigt ab und greift mit zu ... Könnt Ihr nicht sehen, dass sich die Lady kaum auf den Beinen halten kann?“

Seraphina ließ sich von Bess zur Kutsche führen, hielt jedoch plötzlich leise schwankend inne und schalt sich eine Närrin. „Bess, ich habe den Kasten mit meinen Papieren im Zimmer stehen lassen. Bitte, hol ihn sofort. Er darf keinesfalls verloren gehen.“

„Sobald Ihr Platz genommen habt, Mylady ...“

„Nein, ich sagte, sofort!“ Schmerzen und Unruhe ließen Seraphina heftig werden. „Was auch immer sein mag, die Papiere dürfen nicht verloren gehen. Geh! Ich komme schon zurecht ...“

Ihr Gesicht war starr vor Unmut, und Bess tat, wie ihr geheißen war. Mit schmerzerfüllter Langsamkeit hob Seraphina den Fuß auf das Trittbrett der Kutsche, blickte dann plötzlich zurück und stöhnte laut auf.

„Mylady?“ Der Kutscher reichte ihr zögernd die Hand entgegen.

„Crecy? Wo ist der Wallach?“

„Der Graue?“ Der Mann schaute sie einfältig an. „Den habe ich ganz vergessen, Mylady. Ich hole ihn gleich ...“

„Nein! Ihr ladet die Koffer auf. Ich werde den Stallburschen dort bitten. Das geht schneller“, erwiderte Seraphina kurz. Grace hatte recht gehabt. Sie war nicht in der Verfassung für eine Reise. Dennoch konnte sie nichts anderes denken, als dass sie umso schneller daheim sein konnte, je eher sie sich auf den Weg machen würden.

Doch sie hatte den Hof noch nicht zur Hälfte überquert, als sie feststellen musste, dass es eine Torheit gewesen war, nicht sofort in die Kutsche zu steigen. Irgendetwas stimmte mit ihren Beinen nicht, oder auch mit den Pflastersteinen. Bei jedem Schritt hob und senkte sich der Boden unter ihren Füßen. Es wurde ihr heiß unter dem Schleier, sie schien zu ersticken. Als sie einen weiteren unsicheren Schritt tat, blinzelte sie verzweifelt. Der Schleier wurde immer kleiner und dichter, legte sich immer enger um ihr Gesicht, sodass sie kaum noch atmen konnte. Sie bemerkte noch, wie der Bursche neben dem Block zum Aufsitzen sich erhob und auf sie zukam. Aber sein Bild verschwamm vor ihren Augen. Sie taumelte und griff angstvoll an den Kragen ihres Umhanges, wollte versuchen, den Schleier zu lösen und fiel plötzlich in bodenlose Finsternis, tiefer und immer tiefer ... und dann fing sie irgendjemand auf, riss sie aus dem Abgrund empor. Auf einmal war die Dunkelheit nicht mehr beängstigend, sondern nur noch eine ersehnte Erholung von den Schmerzen, und sie gab sich ihr willig hin.

Der Earl blickte auf das reglose Bündel in seinen Armen und runzelte ratlos die Stirn. Sie war leichter, als er erwartet hatte, und die Hände und Handgelenke, die sich weiß von ihren dunklen Gewändern abhoben, waren zarter, als sie

ihm in der Nacht zuvor erschienen waren. Aber es musste dennoch dieselbe Frau sein. Er war ihr gefolgt, das Pferd war dasselbe und nicht zuletzt auch der Duft des Parfums, der aus dem Samt ihres Kleides emporstieg. Instinktiv war er aufgesprungen, um die Fremde davor zu bewahren, auf die groben Steine des Hofes aufzuschlagen. Nun wunderte er sich über diese Regung. Sie hatte doch nichts Besseres verdient.

Verächtlich verzog er den Mund, während er sie langsam wieder zu Boden gleiten ließ, und griff nach dem Rand des Schleiers. Endlich hatte er die Gelegenheit, ohne ihr Wissen ihr Gesicht zu sehen. Die Ohnmacht war echt gewesen, daran bestand kein Zweifel. Seine Gemahlin hatte sie zu oft vorgetäuscht, als dass er den Unterschied nicht hätte feststellen können.

„Nimm deine Hände von ihr, du Flegel!“

Noch bevor Heywood den Schleier auch nur eine Spanne breit hatte heben können, wurde er von der blondhaarigen Zofe unsanft zur Seite gestoßen.

„Was hast du mit meiner Lady gemacht, Kerl?“

Während der Earl mühselig sein Gleichgewicht zu bewahren versuchte, verbiss er sich eine scharfe Erwiderung. Man hielt ihn doch für einen Stallburschen, und ein solcher stand im Range weit unter der Kammerzofe einer Lady.

„Hab’ überhaupt nichts gemacht“, murmelte er mürrisch und gab diesen Worten so viel von der örtlichen Mundart, wie ihm möglich war. „Sie kippte einfach um.“

„Dann steh nicht hier herum und halte Maulaffen feil.“ Bess würdigte ihn keines Blickes, sondern beugte sich besorgt über ihre Herrin. „Geh ins Haus und hol Hilfe. Sage ihnen, sie sollen nach dem Bader schicken. Los, los, du blöder Lämmel!“

Der Earl machte sich hastig aus dem Staube und verschwand in den Ställen. Er hatte keinesfalls die Absicht,

den Gasthof zu betreten und dort womöglich der anderen Dame dieser Reisegesellschaft zu begegnen oder gar den Wirt misstrauisch zu machen und zu peinlichen Fragen zu veranlassen. Cecil hatte ihm ausdrücklich ans Herz gelegt, auf jeden Fall Diskretion zu wahren, und Heywood war immer bemüht gewesen, seinen Instruktionen Folge zu leisten. Enttäuscht lehnte er sich gegen die niedrige Trennwand zwischen den Boxen und schimpfte leise vor sich hin. Er war dem Ziel doch so nahe gewesen!

„Ist es denn Eure Schwester, Mylord?“ Der Kutscher, der den Wallach am Zügel führte, stand plötzlich neben ihm.

„Ich hatte noch nicht genügend Zeit, um ganz sicher zu gehen.“ Bedauernd schüttelte der Earl den Kopf. „Aber vielleicht könnt Ihr mir noch einmal Hilfe leisten. Ihr sagtet, dass Ihr in westliche Richtung reisen werdet, nicht wahr? Sobald Ihr dabei das Gasthaus zum Weißen Ross erreicht, teilt dem Wirt dort Euern Bestimmungsort mit. Und nehmt dies hier als Zeichen meines Vertrauens ...“ Er warf ihm eine Geldkatze zu. „Eine weitere wartet auf Euch im Weißen Ross.“

„Tausend Dank, Mylord.“ Ein breites Grinsen erschien auf dem Gesicht des Kutschers, als er den Beutel in der hohlen Hand wog. „Ihr werdet den Schlupfwinkel bald genug erfahren, verlasst Euch darauf.“

2. KAPITEL

Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr nichts von Wert festgestellt habt? Malgreave! Tregarrick! Das sind doch nur kleine Fische. Wir müssen herausbekommen, wer diese verdammte Weibsperson ist!“ Sir William Cecil warf die Feder mit solcher Heftigkeit in das Tintenfass zurück, dass die Tinte über seine Finger spritzte. „Nach all dem, was wir wissen, kann sie schon jetzt, während wir noch miteinander reden, bei Lady Elizabeth eingetroffen sein!“

„Das glaube ich nicht.“ Der Earl kippte den Stuhl an und legte seine Füße in den Spornlederstiefeln auf den Rand von Cecils Schreibtisch. „Wirklich, ich würde einiges darauf verwetten ...“

„Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr wisst, wo sie ist?“

„In der Tat. Und auch wer.“

„Was?“ Mit einem scharfen Zischlaut stieß Cecil das Wort heraus. Doch als er den belustigten Glanz in Heywoods Augen bemerkte, richtete er sich kerzengerade auf. „Am besten wird sein, Ihr berichtet mir alles, Mylord, und zwar schnell.“

Schweigend lauschte Cecil dem Bericht des Earls, und als dieser geendet hatte, vergrub er minutenlang in Gedanken versunken das Kinn in die aufgestützte Hand.

„Die Jüngste der Careys ...“, murmelte er schließlich. „Wenn es nicht von Euch käme, Mylord, würde ich es nicht glauben. Henry Careys Tochter ...“ Cecil schüttelte den Kopf. „Ihr sagt, sie sei zu ihren Eltern heimgekehrt? Nun, Mayfield ist der letzte Ort, an dem ich nach einem Verräter gesucht hätte.“

„Dasselbe war auch meine Meinung, Sir.“ Der Earl zuckte die Schulter. „Aber ich glaube, Ihre Eltern haben keine Ahnung von ihren verräterischen Unternehmungen. Lady Katherine war eine der bevorzugten Hofdamen von Anne Boleyn, und Lord Henry war sogar mit ihr verwandt. Ich halte es für undenkbar, dass sie die Hand gegen Königin Annes Tochter erheben würden.“

„Ich ebenso.“ Cecil nickte zustimmend. „Die Careys waren seit Bosworth treue Anhänger der Tudor. Und sie hätten zudem viel zu gewinnen, wenn Lady Elizabeth Königin von England würde. Da sie mit den Boleyns verwandtschaftlich verbunden sind, könnten sie mit besonderen Gunstbezeugungen rechnen.“ Nachdenklich zupfte er an seinem Bart. „Aber Henry Carey war für ein Amt in der alten Kirche vorgesehen, bevor sein älterer Bruder starb, und er hat seine einzige Tochter Sherard zur Frau gegeben, einem überzeugten Katholiken.“

„Darin sehe ich nichts anderes als eine politische Notwendigkeit“, widersprach der Earl. „Seit Königin Mary den Thron bestiegen hat, konnten die Careys nicht mehr auf das Wohlwollen des Königshauses zählen. Ihr wisst, die Königin war schlecht auf alle Menschen aus der Umgebung jener Frau zu sprechen, die ihre Mutter vertrieben und sie selbst zum Bastard gemacht hatte. Wahrscheinlich haben die Careys diese Verbindung betrieben, als angenommen wurde, dass Königin Mary ein Kind erwartete und damit eine katholische Thronfolge sicher zu sein schien. Ich kenne wohl ein halbes Dutzend protestantischer Familien, die im letzten Jahr ähnliche Eheschließungen zustande gebracht haben.“

„Hm, zweifellos habt Ihr darin recht.“ Cecil zupfte erneut an seinen Bartspitzen. „Wir müssen uns also ausschließlich auf die Tochter konzentrieren. Was wisst Ihr sonst noch von ... wie war doch gleich ihr Name? ... irgendetwas Ausländisches, habe es nicht behalten ...“

dich nicht einfach weggehen lassen konnte, um dich niemals wiederzusehen. Du kannst dir vorstellen, was ich empfand, als ich in dir die Verräterin zu entdecken glaubte, die ich in die Falle locken sollte ...“

Für einen Augenblick herrschte Stille in dem kleinen Raum. Dann legte der Earl seinen Arm Seraphina um die Taille und zog sie an sich. „Jene Tage in Mayfield waren eine einzige Tortur für mich. Auf der einen Seite begehrte ich dich heftig, fand dich von Mal zu Mal schöner und anziehender, und auf der anderen Seite trug ich die Verantwortung dafür, dass man dich eines Tages dem Scharfrichter übergeben würde. Ich hatte die Absicht gehabt, dir deine Geheimnisse zu entlocken ...“

„Wenn du es nur getan hättest ...“ Seraphina lächelte ihn glücklich an. „Ich dachte immer, du wolltest mich gar nicht ...“

„Mein Gewissen erlaubte es mir nicht, der Liebe zu dir nachzugeben, wenn ich daran dachte, dass ich dich vielleicht eines Tages in den Tod schicken musste.“ Er drückte sie heftig an sich. „Aber selbst in solchen Augenblicken fürchtete ich mich davor, dich zu verlieren, sogar als ich noch gar nicht ahnte, dass du nicht die Verräterin bist. Ich habe darauf bestanden, dass du mich heiratest – nicht weil Cecil es befohlen hatte, sondern weil es meine einzige Möglichkeit war, dich zu schützen. Denn wenn ich dem Befehl folgte und dich unter strenge Bewachung nahm, würden sie nicht so schnell und unbedenklich zu rauerer Methoden Zuflucht nehmen, die Wahrheit aus dir herauszuholen.“

„Wann wusstest du denn, dass ich nicht die gesuchte Attentäterin war?“, fragte Seraphina und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Stille, tiefe Glückseligkeit erfüllte sie und wusch all die Qual und all die Zweifel der vergangenen Wochen von ihr ab.

„Am Tag deiner Ankunft bei Hofe, als du davon sprachst, dass dein Gemahl und Mistress Morrison bis auf die Körpergröße wie Zwillinge gewesen seien. Plötzlich wurde mir klar, dass, obwohl ich dich im Gasthof gesehen hatte, du es doch nicht gewesen warst, den ich in der Nacht zuvor bei dem Treffen der Verschwörer beobachtet hatte. Einzig die Kleidung war dieselbe gewesen.“

„Sie hat meine Kleider getragen?“

„So war es ... Danach war es nur noch die Frage, Beweise für die Richtigkeit meines Verdachts zu liefern.“

„Und deshalb hast du Grace den Hof gemacht und ihr so viel Aufmerksamkeit zukommen lassen?“

„Gewiss, obwohl ich die ganze Zeit nur an dich denken musste. Wahrscheinlich war das der Grund dafür, dass ich Mistress Morrison nicht von meiner Verliebtheit überzeugen konnte und sie begann, misstrauisch zu werden. Danach tat sie das Äußerste, um mein Interesse abzulenken. Sie veranlasste Denleigh, dir schöne Augen zu machen, und versuchte sogar, Robert umzubringen.“

„Willst du damit sagen, dass sie ihn absichtlich auf den Turnierplatz in die Bahn der Pferde laufen ließ?“ Seraphina wurde es ganz elend bei dem Gedanken, was eine Frau zu tun fähig sein konnte.

Der Earl nickte. „Das war eines der Geständnisse, die sie gemacht hat, bevor sie das Gift nahm. Es schien mir, sie hatte das Bedürfnis zu beichten, um ihre Seele zu retten.“ Er verzog voller Abscheu den Mund. „Aber ich bezweifle stark, dass sie überhaupt eine hatte.“

„Ich will nicht, dass du an sie denkst ... nicht gerade jetzt.“ Seraphina legte Heywood die Arme um den Nacken.

„Ich doch auch nicht.“ Der Earl berührte mit den Lippen ihre Stirn. „Und nun sag mir, du kleines Närrchen, wenn du mich so liebst, wie man hieraus entnehmen muss ...“ Er fing das Pergament auf, das von Seraphinas Schoß zu rutschen

begann, und wies auf die Stelle, an der die Königin das Postskriptum aus Seraphinas Brief zitiert hatte. „Sag mir also, warum wolltest du unsere Ehe für nichtig erklären lassen?“

„Weil ich dachte, dass du es wünschtest. Ich hatte den Eindruck, du versuchtest, mir klar zu machen, dass du wieder frei sein wolltest.“

„Habe ich wirklich aus meinem Herzen eine solche Mördergrube gemacht?“, stöhnte der Earl und küsste Seraphina. „Ich habe nicht den Wunsch, ohne dich zu leben, begreifst du das endlich? Mein Gott, wenn ich daran denke, wie ich deine Kette in der Asche der verwüsteten Waldhütte fand ...“ Er griff sich an die Stirn. „Wie kam es eigentlich, dass Denleigh dort an deiner Stelle gefunden wurde?“

„Grace hatte ihn weggeschickt, doch er kam zurück, um mich herauszuholen.“ Seraphina schauderte bei dieser Erinnerung. „Die Tür stand bereits in Flammen. Er schob mich hindurch, war selbst schon fast im Freien, als ein brennender Balken vom Dach herabstürzte und ihn unter sich begrub. Ich versuchte, ihn hervorzuziehen, doch dann fiel das Dach in sich zusammen ...“ Sie runzelte die Stirn. „Ich habe keine Ahnung, warum er wiedergekommen ist.“

„Ich glaube nicht, dass er etwas Gutes im Sinne hatte“, murmelte der Earl und strich Seraphina übers Haar. „Aber ich werde dennoch ein paar Messen für seine Seele lesen lassen. Wenn er nicht gewesen wäre ...“

„Lass uns jetzt nicht mehr von diesen schrecklichen Dingen reden.“ Seraphina schmiegte sich an ihn. „Ich will weiter nichts, als bei dir sein ...“

„Und das sollst du auch, für immer. Hast du den Schluss des Briefes noch nicht gelesen?“

Seraphina holte das Versäumte nach und lachte hellauf. „So, die Königin hat mich also dazu verurteilt, mein ganzes Leben in deinem Gewahrsam zu verbringen.“ Und als der

Earl sie auf seine Arme nahm und sich mit ihr erhob, lachte sie aufs Neue. „Dir aber hat sie die Strafe auferlegt, ein Leben lang meine Fähigkeiten, dein Hauswesen zu führen, zu ertragen, wenn du nicht bei Hofe weilst. Ich frage mich, wen von uns beiden es härter getroffen hat, Mylord?“

„Willst du damit etwa sagen, dass du nicht weißt, wie die guten Pasteten deiner Mutter gebacken werden?“, fragte der Earl entrüstet, doch seine Augen verrieten seine wahren Gedanken. „Schließlich waren sie das wahre Motiv für meine Hochzeit mit dir!“

„Oh, ich weiß schon, wie man sie macht“, sagte Seraphina vergnügt, während Heywood sie auf seinen Armen ein paar flache Steinstufen hinauf und in ein Schlafzimmer trug. „Nur ... sie werden immer so hart und so schwarz ...“

„Dann wird es wohl das Beste sein, wenn du ins Bett gehst und dich ausschläfst, Weib, damit du gleich morgen früh damit beginnen kannst, deine Kochkünste aufzufrischen“, flüsterte der Earl so nahe an ihrem Ohr, dass ein erwartungsfreudiger Schauer über ihre Haut lief.

Als Heywood die Tür hinter ihnen geschlossen und Seraphina auf das weiche Federbett gelegt hatte, hob sie voller Unschuld den Blick zu ihm auf. „Ich kann doch nicht im Kleid schlafen, Mylord. Würdet Ihr mir wohl helfen, es aufzuschnüren ...?“ Sie hob die Hand und begann ihr Haar zu lösen. Ein Lächeln lag auf ihren Lippen, als sie bemerkte, wie der Earl mit flammenden Augen die Bewegung ihrer Brüste verfolgte.

„Nun ja ...“ Heywood lachte leise, als er dann endlich neben ihr lag, nahm eine Strähne ihres Haares und wickelte es um seine Finger. „Andere Fähigkeiten hast du dir ja sehr schnell angeeignet ...“

„Oh, nein!“ Seraphina schüttelte energisch den Kopf. „Ich lerne sehr langsam.“ Sie schmiegte sich eng an ihn und